

Nr. 41. Bromberg, den 20. Februar 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(2. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Das Haus, das sich Friedrich Vandekamp im schönen Langfuhr, dicht am Waldessaum, am Knie einer aufwärts führenden Bergstraße als Ruhesitz hat bauen lassen, hat seinen Mittelpunkt in einer mit künstlerischen Kostbarkeiten aller Art geschmückten Diele, um die oben herum ein breiter, von einem holzgeschnitzten Geländer eingefaßter Gang läuft, in den die einzelnen Schlaf- und Gastzimmer münden.

Eins dieser Zimmer, das geräumigste und sonnigste von allen, mit weit ausladendem, auf bewaldete Hügel schauendem Söller, gehört der Dame des Hauses.

Eine mattblaue Seidentapete mit behutsam gemustertem Untergrund, weiße bauschige Gardinen und sanft geschwungene Möbel neuesten Stils aus hellgemasertem Ahornholz geben dem Raum das freundlich Heitere, zugleich das mild Beruhigende eines Krankenzimmers. An den Fenstern sind dichte, tiefdunkle Vorhänge angebracht, die auf einen Wink der Herrin jedes Licht abschließen, denn ihre Stimmung und Neigung wechselt beständig in der Weise, daß sie einmal in den hellen Tag sehen, dann wieder von schweigender Nacht eingehüllt sein will. Ihr Bett ist in die Mitte des Zimmers gestellt; an seiner einen Seite steht ein kleiner Tisch mit Fernsprecher, Läuteapparat, einem Block mit Merkzetteln und gespitzten Bleistiften, auf der anderen ein größerer mit Gläsern, Arzeneien, einigen Zeitschriften und Büchern.

Ein Nachtgewand von olivenfarbener Seide mit eingestickter, sorgsam abgetönter Blumenzeichnung umfließt die früher zur Fülle neigende, jetzt etwas abgemagerte, aber immer noch wohlgebaute, vornehm-kühle Frauengestalt mit dem gelblich-blassen Gesicht, strenger Stirn und herrischem Kinn.

Schwer und müde öffnen sich die in ihrer Farbe wie in ihrem Ausdruck oft wechselnden Augen, als Friedrich Vandekamp auf Zehenspitzen an ihr Lager tritt.

„Nein, nicht auf den Bettrand, bitte! Du weißt, ich kann es nicht vertragen. Nimm einen Stuhl!"

Er tut, wie sie geheißen. Zagende Besorgnis, liebendes Mitleid umfassen ihre mattruhende Gestalt.

„Als ich nach Hause kam, ließ sich Pfarrer Wendland anmelden. Vielleicht willst du ihn auch noch sehen."

„Nein, heute nicht. Er kommt ja doch nur Inas wegen."

„Sie schien nicht allzu erfreut über seinen Besuch."

„Über wen freut sie sich? Wen hat sie gern? Nicht einmal die Mutter."

Sie legt sich das Kopfkissen zurecht, scheint eine Weile teilnahmslos.

„Ich muß es verschmerzen", fährt sie mit nachdenklicher Stimme fort. „Es ist mir mit der eigenen Mutter nicht anders gegangen, wenn auch die Schuld an ihr liegt. Alles wiederholt sich im Leben. Alles vererbt sich. Alles rächt sich."

Er ist erstaunt über ihre Worte. So hat sie noch niemals gesprochen. Ist es das lange Krankenlager?

„Aber um ihretwillen tut es mir leid. Sie hat nie eine Freundin gehabt, wird nie eine haben. Oft fürchte ich, sie ist einer großen Liebe gar nicht fähig. Vielleicht haben wir sie, besonders du, zu sehr verwöhnt."

„Und den Jungen weniger?"

Schon verdrießt es ihn, daß er es gesagt hat. Über diesen Punkt ist mit ihr nicht zu reden, und er hat sich fest vorgenommen, sie nicht aufzuregen.

„Genug. Geh jetzt! Ich muß ausruhen."

Auf der Diele trifft er mit Pfarrer Wendland zusammen.

„Haben Sie meine Tochter nicht angetroffen?" fragt er zerstreut.

„Mein Besuch galt Ihnen. Nicht Ihrer Tochter."

Sofort weiß Friedrich Vandekamp, weshalb er gekommen ist.

„Ich wählte diese Mittagsstunde, weil ich sicher war, Sie jetzt anzutreffen."

Friedrich Vandekamp bittet den Pfarrer in sein Bibliothekszimmer, in dem er persönliche Besuche zu empfangen pflegt.

„Ich möchte über den Fall Brackmann mit Ihnen sprechen. Der Mann ist heute in heller Verzweiflung von Ihnen in sein Kontor zurückgekehrt."

„Er steht Ihnen nahe?"

Er ist meiner Seelsorge anvertraut. Man hat sich an mich gewandt, daß ich ihm zur Seite stehe in seiner Not."

„Und was soll ich dabei tun?" fragt Friedrich Vandekamp in der ihm zur Natur gewordenen Geschäftigkeit. Aber ein Schatten fliegt über sein Gesicht. „Ich weiß nicht, ob man Sie in die Angelegenheit, um die es sich handelt, eingeweiht hat. Es ist wohl auch gleich. Denn im letzten Grunde kann sie nur vom kaufmännischen Standpunkt beurteilt werden."

„Ich bin in diesen Dingen wenig bewandert. Das Kaufmännische liegt mir ganz und gar nicht. Sie mögen in ihrem Recht sein, ich bezweifle es nicht. Aber es gibt ein anderes Recht, ein ungeschriebenes, das in unserer eigenen Brust wohnt und von höherer Geltung ist als das geschriebene."

Friedrich Vandekamp erhebt sich von seinem Stuhl, macht einige Schritte durch das Zimmer, bleibt stehen.

„Ich meine", fährt der junge Geistliche fort, „im letzten Grunde können Handel und Wandel, können die Gesetze des Geschäfts und Kontors das Entscheidende nicht sein. Sondern die Verpflichtung, die der Mensch gegen den Menschen hat."

„Und in welcher Weise, meinen Sie, könnte ich dieser Verpflichtung nachkommen?"

„Indem Sie mir helfen den niedergebrochenen Mann aufzurichten, ihm einen Beruf, ein Lebensziel zu weisen, das ihm wieder Lust und Kraft zur Arbeit gibt."

„Er hat sein Geschäft."

„Mit dem ist es zu Ende. Mit der großen Lieferung, die Sie ihm in Aussicht stellten, hoffte er es noch einmal aufzubauen. Wo nun aber auch diese fehlgeschlagen — und vielleicht nicht ganz ohne Ihre Schuld."

In Friedrich Vandekamps eisernen Zügen zuckt es auf. Er will widersprechen, will, ganz gegen seine Art, heftig werden. Er unterdrückt das aufwallende Wort. Aber diese Unterredung fängt an, ihn zu peinigen.

„Ich bin bereit, ihm einen Betrag gegen geringe Zinsen vorzuschießen."

„Damit ist ihm nicht geholfen. Das Geld, die dringendsten und notwendigsten Verpflichtungen zu erfüllen, hat ihm seine Tochter zur Verfügung gestellt."

„Seine Tochter?"

Ein großes Erstaunen ist in Friedrich Vandekamps Frage. Seltsam! denkt er, auch einmal eine Tochter, die für ihren Vater eintritt!

„Sie hat ihm das Erbteil ihrer Mutter zum Opfer gebracht. Nein, wir müssen andere Wege suchen, müssen ihn irgendwo unterzubringen, ihm eine Stellung zu verschaffen suchen. Denn wenn er jetzt arbeitslos würde, so wäre es sein Untergang. Und schließlich lebt der Mensch ja nicht vom Brot allein. Aber wenn Sie mir nicht helfen wollen, nicht helfen können, so werde ich andere Wege finden."

Friedrich Vandekamp kämpft einen harten Kampf.

„Ich werde sehen", sagt er.

Da läutet der Fernrufer. Er nimmt den Hörer.

„Man fragt, ob Sie noch bei mir sind", wendet er sich an den Pfarrer, indem er ihm den Hörer hinüberreicht.

Schweigend vernimmt Jürgen Wendland, was ihm durch den Fernrufer verkündet wird. Es ist nur eine kurze Botschaft.

„Es ist zu spät", sagt er zu Friedrich Vandekamp, indem er den Hörer auf die Gabel legt. „Herr Brackmann hat einen schweren Nervenzusammenbruch erlitten und ist soeben in das Städtische Krankenhaus gebracht worden."

Nein, ins Kontor will Friedrich Vandekamp heute nicht mehr gehen.

Was der junge Geistliche da zu ihm gesprochen, ist nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben.

„Recht hat er", sagt er zu sich selber. „Nein, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Und wenn ich das Dasein bedenke, das ich so Tag für Tag führe, in dem sich alles um das Verdienen dreht und immer wieder um das Verdienen . . .

Und für wen?

Er denkt an die Tochter des alten Brackmann, die ihr Letztes für den Vater hingibt.

Wer würde ein Gleiches für ihn tun?

Timm?

Er lebt nur seinem Sport und den Vergnügungen, die er mit sich bringt.

Ina?

Manchmal hat er das Empfinden, als hänge sie an ihm mit einer gewissen Liebe. Aber sie ist viel zu sehr in sich geschlossen und mit sich beschäftigt, um diese in irgendeiner Weise offenbaren zu können.

„Ja . . . für wen lebe ich? Für wen plage ich mich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht? Und . . . wer liebt mich? Ein Einsamer bin ich . . . ein Fremdling im eigenen Hause."

Mit einer solchen Gewalt kommt dies Empfinden über ihn, daß ein Wunsch, der verborgen in ihm geruht, den er oft genug unterdrückt und der sich doch immer von neuem in ihm geregt, in dieser Stunde zur brennenden Sehnsucht wird: Einmal einem Menschen zu begegnen, der nicht nur von ihm fordert, sondern ihm auch etwas gibt, der ihn lieb hat . . . nicht seines Geldes und seines Verdienens, sondern seiner selber willen.

Aber der wird wohl nie kommen . . . niemals.

So muß er sich mit dem abfinden, was ihm beschieden.

Und schließlich gibt es ja auch in diesem Hause noch einen, der ihm zugetan ist. Und ist es auch nur eine alte verkümmerte Frau!

Er wird Frau Sabinchen einen Besuch machen. Er geht immer zu ihr, wenn ihm das Herz so recht voll ist. Ihr ist es eine große Freude und für ihn eine Befreiung vor allerlei quälenden Gedanken.

Er schreitet einen langen schmalen Gang entlang, der auf einen vom Garten abgezäunten Hof führt, tritt in eine niedrige, aber von der Sonne freundlich durchspielte Stube.

Ein altertümliches Spind mit zwei Glastüren, durch deren eine ein Sprung geht, ein Biedermeiersofa mit hellgrünem, von der Sonne ausgezogenem Seidenüberzug und reichlicher Goldverzierung, zwei hochlehnige, geschnitzte Stühle, ein Prachtstück von antikem Schreibtisch aus hellem Mahagoni . . . alles das steht geduckt und gedrückt, manchmal fast bis an die stuckverzierte Decke stoßend, ein Zeichen verschwundener Herrlichkeit, die einmal weite, hohe Räume schmückte und sich jetzt ein bißchen mißstimmig in diese für so anspruchsvolle und von sich eingenommene Möbel kaum ausersehene Stube einpferchen läßt.

Und wie das für diese Umrahmung geschaffene Bild sitzt in einem mit verschlissener mattrosa Seide bezogenen Sessel eine alte, aber in ihrer Haltung wie in ihren Bewegungen erstaunlich frische Dame: Frau Sabine Wallburg-Werra, Frau Dörthes 82jährige Mutter.

„Schön, daß du kommst!"

Eine Hand mit bläulich schwarzen Tupfen und prall gespannten Adern, aber immer noch die edlen Linien zeigend, streckt sich aus fadenscheinigem, an manchen Stellen geflicktem Ärmel entgegen.

„Ich bringe dir eine Karte für den Ufa-Palast, Sabinchen."

Über das Gesicht mit der kreuz und quer durchfurchten Stirn und den grau hervortretenden Backenknochen geht ein Aufleuchten.

„Der Wagen steht um 6 Uhr hier an der Hinterpforte."

„Damit Frau Vandekamp" — sie nennt ihre Tochter nie anders — „nur nichts merkt!"

„Damit es sie in ihrer Nachmittagsruhe nicht stört."

„Stören? So spät? Unsinn. Aber ärgern würde sie es. Sie gönnt mir nichts und ist erbost, daß ich in meinen Jahren noch an Kino und Theater denke. „Senile Vergnügungssucht" nennt sie es. Alles im Leben, das kannst du mir schon glauben, mein Junge, kommt aus dem Neid . . . nur aus dem Neid. Er ist der Beelzebub unter den bösen Geistern."

Eine energisch abweisende Bewegung antwortet ihr.

„Du weißt, Sabinchen" — er hat diese für sie wirklich ein wenig komisch klingende Anrede, da sie die Bezeichnung „Mutter" nicht liebte, früher einmal im Scherz gebraucht und jetzt beibehalten; wie sie ihn nie anders als mein Junge nennt —, „daß ich Verständnis für deine Wünsche und Neigungen habe und gern bemüht bin, dir dein einsames Alter zu versüßen."

„Ja, du bist der Einzige . . .!"

„Nun gut, wenn du mich nicht auch verlieren willst . . ."

„Dann hätte ich keinen mehr."

Wie hilfesuchend greift die gichtische Hand nach der seinen.

„So darfst du über meine Frau in dieser Weise nicht reden, darfst auf sie nicht schelten. Sie ist eine arme kranke Frau — und sie ist deine Tochter."

„Meine Tochter war sie einmal. Oder handelt eine Tochter so an ihrer Mutter? Verbannt mich aus ihrem Gesichtskreis, steckt mich in dies Mauseloch, wo ihr die besten Zimmer zur Verfügung stehen, auf die ich einen Anspruch hätte wie sie. Hier soll ich glücklich und zufrieden sein und mich christlich auf mein Ende vorbereiten, wie es sich für eine alte Frau geziemt. Besucht mich nicht einmal."

„Du weißt, daß sie seit Monaten ihr Bett nicht verlassen hat."

„Aber läßt sie mich zu sich kommen? Hat sie mich ein einziges Mal um meinen Besuch gebeten? Und als ich ihn ihr ankündigte, weil mich die Sehnsucht trieb — jawohl, die Sehnsucht nach meinem Kinde! Was ließ sie mir durch ihre Zofe antworten, diese unverschämte Person, die nichts anderes im Sinn hat, als uns völlig auseinanderzutreiben? Meine Gegenwart würde sie aufregen!"

„Hat sie damit unrecht? Du weißt, daß außer mir und den Kindern niemand zu ihr darf."

„Die Kinder sind wie die Mutter. Timm kümmert sich überhaupt nicht um mich. Und Ina macht mir alle Tage ihren kühl höflichen Besuch. Ich wundere mich nur, daß sie mir den Pastor noch lassen. Aber wer weiß, wie lange noch. Das letztemal war er schon so sonderbar."

Er kennt den Wahn der alten Frau, die in allen Menschen ihre geschworenen Feinde sieht. Die traurige Lage, in die sie, die einmal in Glanz und Reichtum gelebt und alles zu ihren Füßen gesehen, durch ihre völlige Verarmung gekommen, die Erbstreitigkeiten mit der eigenen Tochter, der heiß erbitterte Kampf, den sie gegen sie zu führen hatte, die darauf folgende kühl gleichgültige Zurückziehung ihrer nächsten Angehörigen, an der sie wegen ihres verbitterten und herrschsüchtigen Wesens den größeren Teil der Schuld

trug, die Nichtachtung einer Dienerschaft, die einmal jedes Winks ihrer Augen gewärtig war, alles das hat diese Frau gebrochen . . . er versteht es und hat Mitleid mit ihr.

So bildet sich zwischen den beiden, die, die eine mehr, der andere weniger, Einsame und Fremdlinge in dem schönen Hause am bergigen Waldknie sind, ein eigenartiges Verhältnis, das bei völlig ungleichen Teilen auf einer gewissen Gegenseitigkeit des Gebens und Nehmens beruht.

„Du darfst mit Dörthe nicht so streng ins Gericht gehen. Es bringt ihr Leiden nun einmal mit sich."

„Ihr Leiden!" wiederholt sie geringschätzig. „Sie ist nicht so krank, wie sie und ihr immer tut. Vielleicht bist du kränker als sie."

Er versteht nicht, was sie mit diesem Wort sagen will. Aber der blinzelnde Blick, der aus den trüben Schleiern ihrer Augen plötzlich mit seltsam zufassender Klarheit hervorbrechen kann, macht ihn stutzig.

„Ich bin gesund . . ."

„So seid ihr es beide. Und dazu jung. Ich aber bin alt."

„Das glaubt dir nur, wer deinen Taufschein liest. In deinem Aussehen und Wesen bist du jung, Sabinchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Thomas ist eifersüchtig.

Skizze von Theodor Heinz Köhler.

Daheim war es so still ohne die Mutter. Der Vater saß in der Ecke der Wohnstube, rauchte und schwieg. Die Schwaden hingen grau im Raum, das Licht der Lampe durchdrang sie schwach.

Da drückte sich Thomas, der Kleine mit den fragenden Augen, aus der Stube hinaus zur Tante, die in der Küche aufwusch. Wie er unter der Tür stand, legte sie Teller und Tuch weg und ließ sich auf den Stuhl, der dabei stand, nieder. „Thomas", sagte sie und sah ihn an. Da kam er scheu näher. Sie zog ihn zu sich heran und strich ihm mit ihren alten Händen über das Haar.

Wenn er die Augen geschlossen hielt, konnte er glauben, das sei die Mutter. Aber seine Mutter lag in einem schweigsamen, weißen Haus und war krank, und da gab es ein Wesen, das sie Anna nannten und von dem sie meinten, es sei seine kleine Schwester. Der Vater stapfte in der Stube auf und ab und hatte den Kopf voller Gedanken. Man durfte nicht einmal fragen, wann die Mutter wohl wieder nach Hause käme.

„Freust du dich?" fragte die Tante.

Er starrte in das trübe Wasser in der großen Schale, auf dem ein paar einsame Fettaugen schwammen, und wußte nicht, worüber er sich freuen sollte. Etwa weil die Mutter nicht daheim war?

So schlich er davon, aus der Küche in die Schlafstube, wo leise rauschend an den Fenstern lange Vorhänge wehten. Er setzte sich auf das Fensterbrett, zog die Beine an und sah hinab auf die Straße.

Es regnete leicht. Die Mauern der Häuser gegenüber waren naß, schmutzige Striemen liefen herab und deuteten wunderliche Figuren an.

Nebenan lag die Küche, getrennt durch eine Tür, vor die ein großer Schrank gestellt war. Die Tante summte ein Lied, Thomas hörte es deutlich, auch das Geklirr der Teller. Und dazwischen klang auf einmal Vaters Stimme auf.

„Lina", sagte er, „wo kommt sie eigentlich hin?"

„Wer?" fragte die Tante leise.

„Na, wer denn schon!" kam es ärgerlich vom Vater. „Anna natürlich."

„Ach so!"

Eine Weile war es still, auf der Straße lief jemand gebeugt unter der Laterne vorüber, die ihren Schein auf das nasse Pflaster warf. Dann sprach der Vater wieder: „Ich denke, in die Schlafstube, wie?"

„Und Thomas . . . ach ja, der könnte von nun an auch in dem anderen Zimmer schlafen, du mußt das Bett zurechtmachen."

„Wie du meinst", gab sie zurück und klapperte mit dem Geschirr.

Der Vater ging. Die Tante wusch weiter auf, manchmal plantschte es im Wasser. Thomas, der noch immer hier am Fenster kauerte, verstand nun auch, was es hieß: Der Klapperstorch ist gekommen, Thomas, und das ist Anna, deine Schwester!

Aber wie konnte Vater so plötzlich die Fremde lieber haben als ihn, Thomas, den er doch manchmal auf den Schoß nahm und streichelte, mit dem er allerlei Spaß hatte?

War das alles vorbei? Thomas möchte sich jetzt vornüberkippen und auf die Straße hinabstürzen lassen. „... der könnte auch draußen in dem anderen Zimmer schlafen . . ." Und bei den Eltern darf er nicht mehr liegen, in ihrer Stube, und lauschen, wenn sie vor dem Einschlafen gedämpft miteinander sprechen?

Aber Thomas wird überhaupt nicht mehr schlafen. Einen kleinen Schwung, so, und jemand auf der Straße wird aufschreien. Die Leute werden zusammenlaufen und voller Entsetzen den Klumpen anstarren, der blutig auf dem Pflaster liegt. Und alle werden sie sagen: Der Arme!

Thomas beugte sich leicht vor, er wollte dies wahrmachen, er hatte keine Lust mehr, zu leben. Aber als er hinablugte in die Tiefe, aus der es naß heraufschlug, graute es ihn. Der Kleine fuhr zurück und hielt sich mit zitternden Händen am Fensterstock fest. Und noch immer fuhr es ihm kalt den Rücken hinab.

Spät am Abend fand ihn die Tante, als sie in die Schlafstube kam, um die Betten aufzudecken.

„Um Himmelswillen!" rief sie und schlug die Hände zusammen. Thomas hörte nicht, er starrte hinab auf die Straße, und sein Gesicht war überschattet von Wehmut, ganz wie etwas in ihm, das er nie sah, aber immer spürte.

Da riß die Tante ihn mit einem Ruck zurück und hielt ihn in ihren Armen: „Wenn du nun hinabgefallen wärst, Thomas?"

Er sagte nichts, er sah sie nur schroff an, in seiner Kehle würgte es. Dann kam es von ihm: „Was ist schon dabei", flüsterte er verbissen, fast hinab auf die Straße, „ihr habt ja jetzt die andere . . . die . . . die . . . eure Anna! Was braucht ihr dann mich?"

Er riß sich los, lief davon und weinte, daß ihm die Tränen über die Backen rannen. Und niemand vermochte ihn zu trösten.

Paula und ihr Igel.

Eine rührsame Geschichte aus Südamerika.

Es war in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. Die Heldin hieß natürlich nicht Paula, und der Igel war kein Igel, sondern ein Gürteltier. Aber das tut wohl nichts.

Paula war eine preußische Offizierstochter. Nach Kriegsausbruch heiratete sie — wie so viele — ihren Liebsten, einen zukunftsfrohen Leutnant. 1918 war der Zukunftstraum zu Ende. Wir wissen wohl noch, wie schwer es damals war, sich ein neues Leben zu zimmern. Der Leutnant wurde Landmesser, die junge Frau ließ sich als Hebamme ausbilden, und dann gingen sie mit ihrem Kindchen und dem Rest ihrer geringen Mittel nach Südamerika.

Dem tüchtigen und fleißigen Manne gelang es, eine Stelle als Vermesser und Prospektor bei einer englischen Siedlungsgesellschaft zu erhalten, die nebenbei auf Gold und Smaragde schürfte. Aber nun mußte er mit seinen Brotgebern nach Columbien, und Paula lernte das Alleinsein im fremden Lande kennen.

Nun kommt der Igel. Eines Nachts ging Paula von ihrem Dienst bei einer Wöchnerin nach Hause. Es war ein weiter Weg vom Paraiso unten am Fluß bis zu ihrem kleiner Häuschen an der Esquina Soledad. Die Laternen brannten nicht mehr. Da sah Paula im Schein ihrer kleinen Taschenlampe ein Tierlein regungslos neben dem Wege hocken, spitzschnauzig, rundlich und kurzbeinig. „Aha, ein Igel!" Viel wußte unsere Paula noch nicht von der Fauna Südamerikas, aber das stumme kleine Getier erinnerte sie an glückliche Kinderjahre, als das Vaterhaus an der Küste noch stand und der nächtliche Igel in dem großen Garten sein Wesen trieb. Sie dachte daran, daß man ein solches Tier im Tuch mitnehmen und daß es in den Häusern heimisch werden konnte und allerhand Ungeziefer vertilgte. Wohl gemerkt, diese Erinnerung ging noch zu Ehren des heimischen Igels!

Im Folgenden einige Fragen an Kenner der südamerikanischen Tropen. Zwar darf ich mich selbst vielleicht einen

solchen nennen, aber es gibt Augenblicke, in denen man Hilfsstellungen von gleichgesinnter Seite braucht. Also frage ich: Wer kann bezeugen, daß Gürteltiere, deren Gewohnheiten wir doch kennen, in einem Hause heimisch geworden sind? Der Verkehr zwischen dem Gürteltier und seinen Feinden — und das sind alle Lebewesen — verläuft doch gewöhnlich so: es *wittert* seinen Gegner auf weite Strecken, und wenn er *herankommt*, ist kein Gürteltier mehr da, es hat sich eingegraben. Dazu gab ihm der Schöpfer seine vier Schaufelpfoten, sein spitzes Wühlschnäuzchen, die runde Walze seines Körpers und die Fähigkeit, in aufgewühlter Erde nicht zu ersticken.

Es wird immer ein Geheimnis bleiben, warum unser Gürteltier von diesen seinen Fähigkeiten so gar keinen Gebrauch machte. Das Niemandsland zwischen Mensch und Tier ist voll solcher Geheimnisse. Ein kleines Tier streckte sein spitzes Schnäuzchen einem einsamen Menschen entgegen. Dieser hob das zappelnde Tierlein auf und bettete es weich in der großen Hebammentasche, und so kamen sie beide nach Hause.

Ja, nach Hause! Paula fand einen Brief ihres tüchtigen Lebenskameraden, der ihr aus den Bergen Columbiens von einem großen und unerwarteten Glücksfall berichtete. Über den hastig hingeworfenen Zeilen leuchtete das Licht der Heimat. Da vergaß Paula, daß sie müde war und tiefe Nacht um sie her. Sie vergaß auch die Enge ihres kleinen Häuschens, ja, sie fühlte sich richtig zu Hause und geborgen. Eins aber hatte sie nicht vergessen: noch ehe sie den jubelnd begrüßten Brief aufgriff, hatte sie dem kleinen Hausgast ein Nachtlager bereitet, so wie sie es aus den Igel-Erinnerungen ihrer Kinderzeit für richtig hielt: ein Körbchen voll Reisstroh und ein großes Palmblatt darüber. Darunter verschwand der kleine Gast und rührte sich nicht mehr.

Stelle dir vor, lieber Leser: ein Gürteltier braucht Erde, um leben zu können, viel Erde, weiche Erde, und darin alles das, was sein Leben erhält. Aber in solch einem kleinen südamerikanischen Hause gibt es keinen Winkel, der freie Erde bietet. Alles ist Steinplatte oder Zement. Die Pflanzen im kleinen Patio stehen in großen oder kleinen Töpfen, über ihnen Sonne, unter ihnen Stein. Trotz alledem lebte unser Gürteltier in dieser Umgebung wochenlang, war fröhlich und gedieh. Trotz des schrillen Geschreis der Bedienerin Ramona am nächsten Morgen, als ihr der kleine Wicht vor die Füße lief. Trotz der Angsttränen des kleinen Mädchens, als ihm die Mutter den neuen Hausgenossen zeigte.

Es geschehen wirklich noch Wunder. Schon am nächsten Tage flötete Ramona: „Ah, que lindo caballero!“ Den Tag über schlief es in der Verborgenheit seines Palmblatts, aber nachts war es wach und wuselte umher, ganz wie ein deutscher Igel, fraß auch den Reis und die Bananen aus dem Töpfchen und trank Wasser aus dem Näpfchen. Kurzum, ein Naturwunder! Jeden Abend vor dem Schlafengehen besuchten Mutter, Tochter und Ramona ihren kleinen Freund in seinem Körbchen; eins nach dem andern griffen sie nach einem der kleinen Wühlpfötchen und schüttelten sie leise zur guten Nacht.

Der kleine Freund des ganzen Hauses hatte aber doch auch Feinde. Und das waren die Cucarachas, auf deutsch Riesenschaben, die zu jedem ordentlichen Tropenhause gehören. Ihnen galten seine Jagdausflüge in der Nacht, wenn seine Menschenfreunde schliefen. Dann war er der Wohltäter des Hauses. An jedem Morgen lagen die harten Flugdecken des Ungeziefers überall verstreut.

Wie lange dauerte dieses Idyll? Kaum vier Wochen. Aber sie hatten genügt, um ein festes Band zu weben. Dann kam das Lied vom Scheiden. Der Mann kehrte aus Columbien nach Venezuela zurück, und mit ihm kam der Auftakt eines neuen Lebens. Englische und deutsche Freunde hatten seinem tüchtigen Können neue Wege in der Heimat gebahnt. Der Schwung des glücklichen und hoffnungsfröhlichen Mannes riß das ganze Haus mit. Es gab ein eiliges Packen, ein frohes Hin und Her zur Agentur der deutschen Dampfer und ein schnelles Abschiednehmen. Ramona zerdrückte eine Träne. Der kleine gepanzerte Caballero aber wußte nichts von Abschiedsweh.

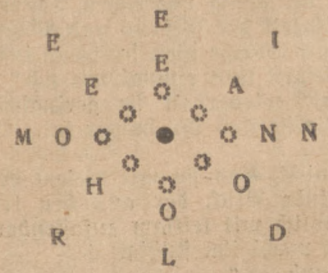
Ob ihr es glaubt oder nicht: zwei Stunden Weges hat die kleine Familie ihr jüngstes Glied in die Berge hinausgetragen, weit vor der Stadt, wo der Fluß durch grüne Wildnis bricht. Da haben sie den Peppi in seinem Körbchen in einem stillen Versteck geborgen, haben sein Wühlpfötchen noch einmal leise geschüttelt und ihn dann schnell verlassen. Der kleine Recke aber schlief sich Kraft zu neuen Taten.



Rätsel-Ecke



Stern-Rätsel.



Die hohlen Kreise dieser sternförmigen Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß die acht Ausstrahlungen vom Mittelpunkt aus gesehen acht sinnvolle Wörter nennen. Der Kreis um die Mitte von oben nach rechts herum gelesen, ergibt ein Wintervergnügen.

*

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:
an — buk — che — chen — cin — cin — der — der — do — do — dot — e — et — el — eu — har — he — im — ka — ket — la — licht — ma — man — mar — mi — mo — na — ner — new — ni — nord — nu — o — ra — ro — rub — ry — sa — spin — ter — the — the — ti — tim — trieb — tu — wan sind 14 Wörter zu bilden, die bezeichnen:

1) Amphibie
2) Großstadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika
3) Griech. Geschichtsschreiber
4) Stadt in England
5) Oper Webers
6) Biblischen Volksstamm
7) Seelische Funktion
8) Männlicher Vornamen
9) Weiblichen Vornamen
10) Stadt in Afrika
11) Himmlisches Wesen
12) Musikinstrument
13) Insekt
14) Naturerscheinung.

Bei richtiger Lösung machen die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter zwei Gestalten der deutschen Märchenwelt namhaft.

*

Rätsel.

Mit P aus Lumpen man's gewann,
Mit M bequem man's tragen kann,
Mit N ist's schwarz als wie die Nacht,
Mit K gehört's zur Narrentracht.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 35

Diamant-Rätsel:

z
h e u
b r i s e
z e i t u n g
b l u m e
i n n
g

= Zeitung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.